Carl Albert Loosli

Aktuell

Nr. 4 / Herbst 2013
Verantwortlich für diese Ausgabe: Erwin Marti, Martin Uebelhart

Edgar Marsch:

Mehr als ein Roman – eine Studie!

Zu C. A. Looslis «Die Schattmattbauern»

Das Buch ist in einer bewegten Zeit entstanden, 1925/26: Das Deutsche Reich wird in den Völkerbund aufgenommen, die Verträge von Locarno werden geschlossen, zur Sicherung des Friedens in Mitteleuropa, Hindenburg wird Reichspräsident, Hitler wird aus der Haft entlassen, erhält auf eigenen Antrag hin die deutsche Staatsbürgerschaft, gründet die NSDAP, publiziert «Mein Kampf» und kündigt die «Endlösung» an.

1929/1930 erscheint Looslis Buch im *Schweizerischen Beobachter*, in einer für den Autor unbefriedigenden Form verkürzt und «verstümmelt», wie er bedauernd feststellt, in 22 Fortsetzungen. Das Buch findet Beachtung, wird aber nicht zum Erfolg.

Loosli sucht, findet aber keinen Verlag, der die *Schattmattbauern* in gebundener Form publizieren würde. Er veröffentlicht es 1932 im Selbstverlag. In einer aufgeregten Zeit: Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland steht bevor, Hitler bald im Zenit seiner Macht, die rücksichtslose Unterdrückung jeglicher Opposition in Deutschland, das menschenverachtende Vorgehen der Nazis gegen die jüdische Bevölkerung, faschistische Tendenzen auch in der Schweiz, auch hier keimender Antisemitismus. Der giftige Samen, den die Nazis in Europa ausstreuen, wird von einem politischen Nordwind auch nach Süden verweht. Hitler kündigt den Vertrag von Locarno, er marschiert mit der Wehrmacht ins Rheinland ein. Der Krieg, der kommen wird, wirft seine Schatten voraus. Wie wir aus Looslis gesellschaftspolitischen Schriften wissen, erhebt er Einspruch. Er mischt sich ein, macht sich bei den Konservativen unbeliebt. 1943, mitten im Krieg, fast 20 Jahre nach der Entstehung des Romans, findet Loosli endlich einen Verlag, die Büchergilde Gutenberg. Sein Freund Jakob Bührer, Lektor im gleichen Verlag, schreibt zur Ausgabe, Loosli habe mit seinem Roman «eines der wesentlichsten Werke der schweizerischen Literatur der letzten Jahrzehnte» vorgelegt.

Das Buch – ein Dokument, eine kritische Studie

Es gilt festzuhalten: Das Buch entsteht nicht nur politisch-zeitgeschichtlich, sondern auch gattungsgeschichtlich betrachtet in einer Zeit der Wende. Mit dem Tod des Schöpfers der Sherlock-Holmes-Geschichten (Arthur Conan Doyle † 7. 7. 1930) geht die klassische, auf verstandesmässiger Analyse und logischem Kalkül beruhende Detektiverzählung zu Ende, und es setzt sich die realistische Kriminalerzählung (in den USA zuerst) durch. In den Vordergrund treten nun (so R. Chandler 1944) Charaktere, authentische Schauplätze und Atmosphäre, Verzicht auf Phantastik, Ehrlichkeit. Loosli, bestens vertraut mit Conan Doyle's Romanen, dokumentiert mit seinem Buch die Ablösung, die stattfindet. Er nimmt die Wende, politisch-zeitgeschichtlich wie gattungsgeschichtlich, als wacher und wachsamer Zeitgenosse wahr. Und: Er schreibt in dieser Zeit mit den *Schattmattbauern* ein Erzählwerk, das er nicht mit dem Untertitel «Ein Roman» oder «Kriminalroman» versehen möchte. Für Leser und Leserinnen etwas irritierend! Es liest sich doch zu Beginn wie ein Kriminalroman. Gustav Huonker bezeichnet es im Nachwort zur Ausgabe von 1981 – etwas flapsig – gar als «Emmentaler Bauernkrimi». Das klingt harmlos, zu harmlos! Deutet doch der Autor im Vorwort zur Erstausgabe (1932) an, dass das Buch für ihn mehr sei als ein Erzählwerk. Es sei, so schreibt er, ein «Beitrag zur schweizerischen Gesittungsgeschichte», dem auch später eine «urkundenhafte Bedeutung» zukommen werde.

Looslis Roman ist lange, bis weit in die Nachkriegszeit, die Beachtung verwehrt geblieben, die er eigentlich als Dokument einer besonderen Zeit verdient. Denn das ist er, Dokument, nicht nur Fiktion. Das ausbleibende positive Echo auf die Erstpublikation mag damit zusammenhängen, dass die Streuung der frühen Ausgaben (1932, 1943) nicht breit genug war, vielleicht auch damit, dass die Inhalte (Kritik am Recht, am Verfahren, an der Gesellschaft), die der Autor im Roman auslotet, nicht opportun, sondern unbequem waren, sicher auch damit, dass Loosli kein Konservativer war. Die Gründe für den ausbleibenden Erfolg sind schwer zu ergründen. Es mag auch an der schwierigen Zeit gelegen haben. Vielleicht war das Buch literarisch seiner Zeit auch um viele Jahre voraus. Fast 40 Jahre lang brauchte

es, bis wieder Neuauflagen des Romans erschienen (Ex Libris 1981, 1984). Fast 20 Jahre lang war es danach vergriffen. Mit der von Fredi Lerch und Erwin Marti sorgfältig redigierten Ausgabe der Werke Looslis im Rotpunktverlag, insbesondere auch der *Schattmattbauern* (Band 3, 2006) mit vielen wertvollen Anmerkungen, ist dem Buch und seinem Autor endlich eine späte, längst verdiente Anerkennung zuteil geworden. Der Leserschaft wurde damit ein fesselndes Buch in einer zuverlässigen Edition wieder zugänglich gemacht.

Ein Kriminalroman?

Der Roman besteht aus vier Teilen, mit einer Art Symmetrieachse in der Mitte:

Teil I: Die Situierung der Geschichte mit Habligen als Ort der Handlung mit einer Zeitangabe: ein schwüler Sonntag im heissen Sommer 1893, mit dem in der Nacht hereinbrechenden Gewitter;

Teil II: Die Kriminalerzählung mit dem angeblichen Mordfall Rösti, dem untersuchungsrichterlichen Verfahren mit einem ausgefeilten Detektionsprozess, der Beschuldigung des Schwiegersohns Fritz Grädel und der Anklageerhebung (4 Monate);

Teil III: Brands eigene Recherchen, um Licht in das Dunkel einer für ihn unerklärlichen Tat zu bringen: die äussere und – vor allem – innere Biographie des Andreas Rösti (ebenfalls 4 Monate dauernd und vom Umfang der Erzählzeit gleich lang wie Teil II); Brand informiert über das Ergebnis seiner Nachforschungen den Untersuchungsrichter.

Teil IV: Prozess und Freispruch Grädels, wobei Brands Recherchen (Teil III) die Ergebnisse und Gewichtungen der positivistisch verfahrenden Detektion in Teil II widerlegen, Grädels psychischer und physischer Verfall. Schliesslich, 27 Jahre nach dem Prozess, die Lösung: das Schreiben Christian Röstis an Brand, mit welchem der Mord als von Rees Rösti selbst inszeniert aufgeklärt ist.

Im Aufbau des Buches wird deutlich, dass sowohl dem positivistischen Vorgehen der ordentlichen Instanzen wie auch dem Detektivroman Poe'scher und Doyle'scher Manier widersprochen wird.

Greifen wir die oben gestellte Frage wieder auf. Wie Lerch und Marti in ihrer Einführung zur Buchausgabe ausführen, hatte der Autor Mühe, sein Buch als Roman, geschweige denn als Kriminalroman zu bezeichnen, obwohl es für den mit der Gattung vertrauten Leser spätestens ab S. 46 (Bericht Wegmüllers über die Entdeckung der Leiche des Schattmatt-Rees, bis S. 49) klar ist, dass der Roman als Kriminalerzählung einsetzt. Entsprechend wird die Leseerwartung gesteuert. Man erwartet einen Detektionsprozess, der über Zeugenaussagen, Spuren, Indizien und durch die Rekonstruktion der Vorgeschichte schliesslich zur Lösung findet. Der Autor suggeriert in der Tat auch im ersten Teil des Romans das Vorgehen, das der Leseerfahrung der Krimileserinnen und -leser entspricht.

Die einzelnen Schritte in diesem Ablauf: der Fall (Auffindung des scheinbar durch einen Schuss von hinten aus grosser Nähe erschossenen Andreas Rösti, S. 46ff.), Protokollierung des Berichts durch den Gemeindepräsidenten Brand (S. 49), Tatbestandsaufnahme durch Brand mit Assistenz durch den Landjäger Blumer (Tatort, Zimmer des Ermordeten, S. 51-61), Anzeige durch Brand beim Regierungsstatthalteramt (S. 64), das seinerseits den Untersuchungsrichter mit dem Fall beauftragt (S.64), Beginn der Untersuchung durch den Richter und den Berner Fahnder-Wachtmeister Räber (S. 70-102), die in zwei Phasen verläuft: zuerst der «Augenschein» durch den Fahnder und Sammeln und Sichten der vielen dinglichen Spuren am Tatort (14 Indizien, von welchen 5 auf Grädel als Täter verweisen) und dann die Verhöre aller in Frage kommenden Zeugen durch den Untersuchungsrichter. Der Autor erweist sich als ausgezeichneter Kenner der Strafrechtspflege! An dieser Stelle nimmt nun der Roman eine bedeutsame Wendung: ein Gerücht wird von einem Unbekannten in Umlauf gesetzt, Fritz Grädel sei der Mörder, weil er am Abend vor der Tat im «Bären» im Gespräch mit seinem Freund wüste Drohungen gegen seinen Schwiegervater ausgestossen habe. Landjäger Blumer verfolgt das Gerücht bis zu seiner Quelle, dem zufälligen Ohren-zeugen dieses Gesprächs, verhört diesen und erstattet Meldung. Es kommt zur Anzeige gegen Fritz Grädel, zur Ausstellung des Haftbefehls (S. 126) und zur Verhaftung, Inhaftierung (S. 146) und Anklageerhebung.

Zeichnung © Gian Fontana 2012

Von diesem Punkt des Erzählens an mehren sich die Stellen, oft in ausgedehnten Passagen, die der Gedankendarstellung dienen. Der Roman verfährt plötzlich «täterzentriert», beschäftigt sich mit Grädels Reaktionen auf die für diesen ungeheuerliche Anschuldigung (S. 128-134) und lässt Leser und Leserin an der inneren Erschütterung teilnehmen, die Grädel aus der Bahn wirft. Grädel stürzt in die Kluft, die sich mit seiner Verhaftung aufgetan hat, eine Kluft zwischen dem Bild, das er bisher von sich hatte, dem des fleissigen Bauern und Familienvaters und aufrechten Dragoners, und der neuen sozialen Identität, derjenigen eines ausgestossenen, geächteten, durch den Vorwurf des Mordes stigmatisierten, ehrlosen Verfemten. Zu seinem Verteidiger

Brand sagt er: «Dann werden sie mich vielleicht freisprechen, nicht aus Überzeugung, nicht aus sicherm Wissen heraus, sondern aus Angst, einen Fehlspruch zu fällen. Sie werden mich freisprechen, weil man mir den Mord doch nicht ganz beweisen kann; aber heissen wird's nachher nicht, Grädel war unschuldig, sondern – man hat es ihm nicht beweisen können. Ob freigesprochen oder nicht, bin und bleibe ich der Mörder!» (S. 237). Man werde «munkeln». Grädel ahnt, was ihn später seelisch und körperlich ruinieren wird, das Gerücht, alles das, was «hinter vorgehaltner Hand» über ihn in Umlauf gebracht werden wird.

Ein psycho-analytischer Roman

Der Roman erzählt nicht einfach, sondern er setzt sich mit dem erzählten Stoff auseinander. Es wird nicht fabuliert, sondern es wird gerungen. Die Fragen um die Themen, die der Roman auf einer zweiten Ebene, über der ersten Ebene des Erzählten, aufwirft, sind die folgenden:

- Wie zuverlässig ist das gängige Rechtsverfahren?
- Worin besteht der Reformbedarf im Strafrecht?
- Wie äussert sich und welche Rolle spielt die Mentalität der Menschen einer sozial relativ geschlossen erscheinenden Region, wenn einer von ihnen seinen festen Platz in der Gesellschaft verliert und plötzlich ohne Halt ist?
- Was kann dem Menschen in extremis überhaupt Halt geben (Religion, Bildung, Mitmenschlichkeit)?
- Wie tauglich ist das gängige Schema der Kriminalerzählung, in welchem blind der Prämisse vertraut wird, dass der Verstand befähigt ist, jeden Fall durch rationale Analyse zu lösen (Tradition Edgar Alan Poe bis Arthur Conan Doyle)? Reicht der Verstand allein aus, um eine rätselhafte Wirklichkeit durchschaubar zu machen?

Ein weiterer Aspekt kommt hinzu, der bei Kommentaren zum Buch bisher zu wenig Beachtung gefunden hat, obwohl Loosli gelegentlich auf ihn anspielt:

- Psychologie: Ist die Lösung eines Falles nicht eher im Innern des Menschen zu suchen als in den äusserlichen Indizien? Der dritte Teil des Romans, die privaten Recherchen Brands über die Röstis, ist ganz dieser Analyse gewidmet (S.155ff.) und deckt die Hintergründe von Rees Röstis teuflischem Handeln, seiner «Teufelssucht», auf (bis S. 232).

Innere versus äussere Handlung

Als mir 2007 Gelegenheit gegeben wurde, im Rahmen einer Fachtagung über C. A. Loosli im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern (20. Januar 2007) einen Vortrag über *Die Schattmattbauern* zu halten, war es mir ein Anliegen, die analytische Struktur des Romans als Kriminalerzählung detailliert und genau zu erläutern. Bei einigen Zuhörern und Zuhörerinnen wurden in der Diskussion Zweifel spürbar. Die scheinbare «Verwissenschaftlichung» von Looslis Roman kam schlecht an. Da kam einer von der Universität und wollte ihnen «ihren Loosli», den Berner aus Bümpliz, dem man sich so erdverbunden verwandt und seelisch so nahe fühlte, wegnehmen und etwas aus ihm machen, was sich mit der Volksseele ganz und gar nicht vertrug. Um gleich jetzt eventuellen Unterstellungen vorzubeugen: Es ist schön, ja wunderbar, gerade heutzutage, wenn es Menschen gibt, die in patriotischem Stolz Kulturschaffende und deren Erbe als ihr Eigentum betrachten und liebevoll pflegen.

Die Reaktionen einiger Teilnehmer bestätigten dies: Looslis Roman spricht zunächst das Gefühl, dann erst den Verstand an. Als ich vor gut 30 Jahren bei einem Ferienaufenthalt auf Kreta die gerade bei Ex Libris erschienene Ausgabe des Romans zu lesen begann, fesselte mich der Roman so, dass ich ihn an einem Tag in einem Zug durchlas. Womit mich der Roman in seinen Bann schlug, hatte weniger mit dem Intellekt zu tun, als vielmehr mit der Psyche, dem Gefühl, mit den Gefühlen, die der Roman ansprach und weckte. Der Roman ist in vielen langen Erzählpassagen psychologisch analytisch. Das Erzählen hält wiederholt inne und vertieft sich in die Bewusstseinslage der Personen. Dieses statische Verweilen des Erzählers bei der bohrenden Frage, was die Personen denn gerade bewege oder was sie in ihrem Handeln bewegt haben könnte, ist ein Textphänomen, das in den Kommentaren zum Werk bisher zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. Einige Beispiele dazu: Bethli, Fritz Grädels Frau (S. 116ff), Fritz Grädel selbst, der in seinen Gedanken fortwährend mit der Frage beschäftigt ist, was hinter dem Tod des Alten stecken könnte (121f., 128ff.), der Untersuchungsrichter (S. 140ff., mit der blitzartig auftauchenden Idee, es könnte ein als Mord arrangierter Suizid sein, S. 143f., 137ff.), Brands Sorge um Grädel (233ff), schliesslich immer wieder Fritz Grädel selbst (S. 243ff), und viele andere Stellen mehr. Der Roman verlegt in seinem Verlauf die Handlung immer mehr von aussen nach innen.

Nach der ersten Schlussfolgerung des Lesers und der Leserin beim Anlesen des Romans, es handle sich um eine Kriminalerzählung, erhellen die vielen statisch psychologischen Passagen des Romans eine weitere, auf der Kriminalhandlung aufbauende und durch sie getragene Ebene, die einer psychologischen Studie. Psychologisches «Vertiefen» durch den Erzähler betrifft alle wichtigen Handlungsträger. Man fühlt sich erinnert an Alexander Pope's bedeutendes ethisch-philosophisches Gedicht «An Essay on Man», dessen Einleitungszeilen lauten: «Know, then, thyself, presume not God to scan / The proper study of Mankind is Man.» (übersetzt: «Erkenne dich selbst, versuche nicht Gott zu ergründen / Das eigentliche Studium der Menschheit gilt dem Menschen».)

Das eigentliche Studium Looslis gilt nicht oder nicht nur dem Verfahren, sondern den Menschen im Roman, die sich Fragen stellen, weil ihnen eine Rolle, eine Aufgabe, Pflicht oder ein Schicksal zugewiesen worden ist. Die Fragen, die Pope in seinem Gedicht stellt, sind die letzten Fragen, die sich vielleicht jeder Mensch einmal stellt: Warum trifft es gerade mich, kann das von Gott gewollt sein, warum lässt Gott das Böse, das mir widerfährt, zu? Dies ist Fritz Grädels bohrende Frage, in welche sich auch der Erzähler im zweiten Teil des Romans, nach Grädels Freispruch, vertieft. Er lotet die Reaktionen Grädels angesichts des Unheils, das zerstörerisch über ihn hereingebrochen ist, intensiv aus. Es sind menschlich sehr berührende Passagen, die nun nicht mehr den Verstand, sondern das Gefühl ansprechen. Looslis eigene Interpretation, es habe Fritz Grädel an der nötigen Bildung gemangelt, um das innere Elend zu besiegen (S. 298f.), wirkt etwas blass angesichts der Art und Weise,

wie sich der zunächst vor dem Richter stehende und dann freigesprochene junge Bauer reflektierend dem Schicksal stellt, das ihm zugefallen ist.
Was ihn schliesslich gänzlich zerstört, ist erneut ein Gerücht, er sei möglicherweise doch der Mörder (S. 298). Gerüchte haben ihre Quelle bei einzelnen Menschen. Sie werden im Gespräch, im «Klatsch», weitergegeben und geraten in Umlauf: bei «nirgends fehlenden, bösartig neidvollen männlichen und weiblichen Klatschbasen» (S. 298). Hier verselbständigen sie sich, entwickeln Eigendynamik, werden übermächtig, bedrohlich, lebensbedrohlich, wenn sie auf einen einzelnen Menschen zielen. Sie treiben «in trübem Wasser» ihr Unwesen, der klare Grund ist nicht sichtbar. Im Zwischenbereich zwischen Lüge und Wahrheit entfalten Gerüchte eine gefährliche Sprengkraft für den Menschen, den sie im Visier haben. Die zerstörerischen Folgen für Grädel an Leib und Seele: Er «hatte seinen Glauben an alles verloren, was ihm vorher, weil bestehend, als unantastbar und unverrückbar gegolten hatte» (S. 298f). Dazu gehörten das Recht, der Glaube, ein zuverlässiges soziales Netz, Mitmenschlichkeit und Ehre.
Looslis Werk ist nicht der erste Schweizer Krimi, aber er ist mit den Themen, die er fokussiert, der erste moderne Schweizer Kriminalroman. *Die Schattmattbauern* gehört zu jenen Büchern, die uns Heutige immer noch zu packen und zu fesseln vermögen.

Edgar Marsch (geb. 1938, Bürger von Freiburg FR) ist emeritierter Professor für germanistische Literaturwissenschaft der Universität Freiburg (Schweiz), wo er 1971 bis 2008 lehrte. Sein Spezialgebiet in der Forschung ist analytische Literatur, speziell Kriminal- und Prozessliteratur und der Moderne Schweizer Kriminalroman. 2006 erhielt er vom *Syndikat Autorengruppe Deutschsprachige Kriminalliteratur* den *Ehren-Glauser* (Ehrenpreis der Autoren). Letzte grössere Publikation zum Thema: *Im Fadenkreuz*. Der Neuere Schweizer Kriminalroman. Chronos Verlag, Zürich 2007 (darin: Carl Albert Loosli und der Neue Schweizer Kriminalroman. Vom Justizroman zum Detektivroman, S. 13-38). Kürzlich erschienen ist die kurze Einführung zu: *Mord in Switzerland*. 18 Kriminalgeschichten, hgg. von Mitra Devi und Petra Ivanov. Appenzeller Verlag, Herisau 2013.

Freilichtspiele Schmidigen 2013: «D'Schattmattpuure» von C. A. Loosli

In diesem Jahr fanden zum zweiten Mal Freilichtspiele in Schmidigen statt. Dabei wurden die «Schattmattbauern» von C.A. Loosli ausgewählt. Es war ein Zufall, dass wir davon erfahren haben.
Auf Antrag von Peter Loosli hat die Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft diese Produktion finanziell unterstützt. Wer eine der Aufführungen gesehen hat, kann sicher bestätigen, dass sich dieses Engagement lohnte.
Vor einer wunderschönen Kulisse boten die Spielerinnen und Spieler, unter der Regie der jungen Regisseurin Barbara Matter-Leuenberger, ausgezeichnete Leistungen.
Von dieser Zusammenarbeit profitierte aber auch die Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft. So wurde im Programmheft eine gekürzte Biografie über Loosli publiziert (Quelle: unsere Website). Im weiteren ist auf einer ganzen Seite die Loosli-Gesellschaft und deren Zweck erwähnt. Hinzu kommt, dass jeweils an der Abendkasse die Taschenbuchausgabe der «Schattmattbauern» zum Verkauf aufgelegt wurde. *Peter Loosli*

Bümplizer Reminiszenz

Gleich hinter dem Loosli-Haus stand eine grosse Kastanie, und hinter dieser Kastanie begann der Schulhausplatz, der sich bis zu den Kletterstangen und den Weitsprunggruben ausdehnte, danach eckig um das Schulgebäude und die Velo-Unterstände bis zur alten Turnhalle mit dem Box- und Schwingkeller und bis zum Schwimmbad hin verlief. Ein seitliches Stück von etwa vierzig Metern Länge und zwanzig Metern Breite wurde vom Turnlehrer, einem pensionierten Oberst von fünfundsiebzig Jahren, den die Schulkommission wegen ständigen Lehrermangels kurzum reaktiviert hatte, vorwiegend als Exerzier- und Drillgelände genutzt.
Wir, die Fünftklässler, mussten dort stundenlang exerzieren, also vorwiegend militärische Marschformationen üben, in akkurater Zweierreihe, Viererreihe und sogar Achterreihe, alles im strikten Marschschritt, also im Taktschritt, mit Rechtsschwenk und Linksschwenk, mit Rechtsum und Linksum und all dem Kram. Das ging die ganze, lange Turnstunde lang so, genau wie später in der Rekrutenschule. Wenn man sich zum «Anmelden» aufstellte, ging das «der Grösse nach», also die grössten Buben links und die kleinsten rechts. Ellenbogen und Augen rechts.
So kam es, dass ich als der Zweitkleinste der Klasse immer in der hintersten Reihe marschieren musste, zusammen mit dem kleinen Kurtli, der noch kleiner war als ich und zudem furchtbar schielte. Ich links aussen, er rechts aussen, damit es optisch «aufging». Ich erheiterte die muntere Truppe, indem ich im Takt furzte, das konnte ich wirklich, und es verputzte die Buben fast, wenn ich akkurat zum Takt der strammen Schritte laut und deutlich mitfurzte. Prompt fielen sie jeweils aus dem Taktschritt.
Das bekam indes auch der Oberst mit, und er verdammte mich dazu, im leeren Klassenzimmer hundertmal auf ein Blatt zu schreiben: «Ich soll während dem Marschieren nicht furzen.» Ich schaffte es, in einer Stunde fünfzig Mal den Satz zu schreiben, dann war ich psychisch und physisch am Ende und dem Weinen nahe. Verschämt suchte ich den Oberst im nahen «Bären» auf, denn im Bären sassen die Bürgerlichen, während das Bümplizer Proletariat etwas weiter unten im «Sternen» soff, fein säuberlich in die Klassen getrennt, die man heute nicht mehr wahrhaben will. (Als ich einmal den Grossvater fragte, warum er nicht in den «Bären» gehe wie die Lehrer, die Handwerker, der Notar und der Pfarrer Stucki, schaute der mich nur schweigend und mitleidig an, als hätte ich noch überhaupt nichts begriffen.)
Der Oberst war schon voll und merkte gar nicht, dass ich geschummelt hatte, übrigens erstmals in meinem unschuldigen Kinderleben, zumindest bewusst geschummelt, denn er zählte die Sätze gar nicht erst nach und liess mich mit einer Stunde Verspätung nach Hause gehen.

Alex Gfeller

Alex Gfeller, *1947, Schriftsteller aus Bümpliz

C. A. Looslis «Administrativjustiz» im Spiegel der historischen Forschung

Interview von Fredi Lerch mit der Historikerin und Sozialwissenschafterin Tanja Rietmann

Loosli Aktuell: ***Tanja Rietmann, Sie haben eine Dissertation über die administrativen Versorgungen im Kanton Bern geschrieben. Warum dieses Thema?***

Tanja Rietmann: Zum Thema der administrativen Versorgungen habe ich an der Universität Bern 2004 bereits meine Lizentiatsarbeit realisiert. Für die Liz und die Dissertation suchte ich ein Thema, bei dem ich aus historischer Sicht die Menschenrechte mit der individuellen Perspektive verknüpfen konnte. Von einer damaligen Mitarbeiterin des Berner Staatsarchivs erhielt ich den Tipp, die Kantonsverwaltung habe einen Aktenbestand mit rund 170 Falldossiers von administrativ versorgten Personen abgegeben – gesperrt zwar bis 2050, aber für die wissenschaftliche Forschung zugänglich. Dieser Bestand ist zum Ausgangspunkt meiner Dissertation geworden.

Was ist Ihnen die wichtigste Einsicht aus dieser Arbeit?

Aus einer eher politischen als wissenschaftlichen Perspektive gesprochen ist die Quintessenz die: Grundrechte wie etwa die persönliche Freiheit sind Errungenschaften, die nach der Französischen Revolution gegen viele Widerstände auch in der Schweiz erst nach und nach erkämpft worden sind. Administrative Versorgungen haben unter anderem die systematische Verletzung solcher Rechte bedeutet. Grundrechte mussten erkämpft und müssen heute verteidigt werden.

Ihre Darstellung reicht laut Untertitel bis zum Jahr 1981. Warum dieses Datum?

Ab 1981 gab es eine neue Rechtslage: Die Versorgungsgesetze der einzelnen Kantone wurden damals aufgehoben. Dafür trat – konform mit der Europäischen Menschenrechtskonvention – die eidgenössische Regelung für die fürsorgerische Freiheitsentziehung FFE in Kraft.*) Das war ein grosser Fortschritt. Zum Beispiel wurden die Rechtssicherheiten des Individuums verstärkt, und es wurde abschliessend geregelt, wann jemandem die Freiheit entzogen werden kann. Das, was C. A. Loosli mit «Administrativjustiz» bezeichnet hat, war 1981 definitiv zu Ende.

Sprechen wir über Loosli. Sie haben in Ihrer Arbeit seine Kritik, die er 1939 im Buch «Administrativjustiz und schweizerische Konzentrationslager» formuliert hat, in drei Punkte zusammengefasst. Im ersten Punkt sprechen Sie Looslis allgemeine Gesellschafts- und Machtkritik an.

Looslis Kritik ist die eines progressiven Sozialreformers und aus meiner Sicht stichhaltig: Es ist aufgrund der Akten, die ich gesehen habe, tatsächlich so, dass administrative Versorgungen auf einer Gesetzgebung beruht haben, die sozialdisziplinierend gegen die Unterschicht im Kanton gerichtet war. Betroffen waren in erster Linie Mägde, Taglöhnerinnen, Handlanger und Landarbeiter. Und es stimmt auch, dass das Wissen, wie es in den Akten festgehalten war, eigene Realitäten erzeugte und durch seinen vorverurteilenden Charakter für die Betroffenen stigmatisierend wirkte.

Tanja Rietmann arbeitet heute als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern und als Lehrbeauftragte für Sozialgeschichte an der Berner Fachhochschule.

Der zweite Punkt betrifft den Vollzug der Versorgungsmassnahmen auf institutioneller Ebene.

Hier hat Loosli die spätere Kritik an der mangelnden pädagogischen Ausrichtung der Institutionen vorweggenommen. Das Personal verstand zwar etwas von Landwirtschaft, war in den Bereichen von Heimpädagogik und Sozialarbeit aber viel zu wenig ausgebildet. Mehr als gehorchen und arbeiten lernten administrativ Versorgte nicht. Diese Kritik findet sich auch in anderen Quellen immer wieder, und Loosli hatte damit zweifellos Recht.

Übers Ziel hinausgeschossen ist er wahrscheinlich aber mit der Behauptung, die Anstalten hätten mit der Ausbeutung der Arbeitskräfte finanziellen Gewinn machen wollen. Klar müsste man diesen Punkt noch vertieft erforschen. Aber ich habe bisher nur Hinweise darauf gefunden, dass alle Anstalten kämpfen mussten, um finanziell überhaupt über die Runden zu kommen. Gross bereichert hat sich da kaum jemand. Loosli hat soweit recht, dass die Internierten im Bereich der landwirtschaftlichen Selbstversorgung tatsächlich dabei mithelfen mussten, die Institution, die sie eingesperrt hielt, zu erhalten.

*) Die «Fürsorgerische Freiheitsentziehung» (FFE) ist auf 1.1.2013 ersetzt worden durch die «Fürsorgerische Unterbringung» (FU).